

Autoren:
Franz Ossing & Reinhard F. Hüttl

Titel:
**Wissenschaftskommunikation, Wissenschafts-PR
und Wissenstransfer
Über unscharfe Begriffsverwendungen in der
gesellschaftlichen Nutzung wissenschaftlichen Wissens**

Erschienen in:

Zeitschrift: Forschung (Fo)
Erscheinungsjahr: 2016
Ausgabe: 3+4
Jahrgang: 9
Seiten: 76-81
ISSN: 1868-1654
Verlag: UniversitätsVerlagWebler
Ort: Bielefeld

Impressum/Verlagsanschrift: UniversitätsVerlagWebler, Bündler Straße 1-3 (Hofgebäude), 33613 Bielefeld

Copyright: Die Urheberrechte der hier veröffentlichten Artikel, Fotos und Anzeigen bleiben bei der Redaktion. Der Nachdruck ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Für weitere Informationen

- zu unserem Zeitschriftenangebot,
- zum Abonnement einer Zeitschrift,
- zum Erwerb eines Einzelheftes,
- zum Erwerb eines anderen Verlagsproduktes,
- zur Einreichung eines Artikels,
- zu den Autorenhinweisen



oder sonstigen Fragen besuchen Sie unsere Website: www.universitaetsverlagwebler.de

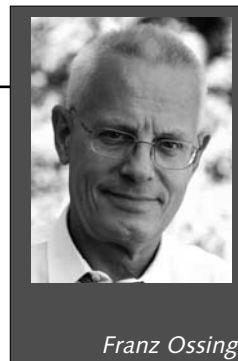
oder wenden Sie sich direkt an uns: E-Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Telefon: 0521/ 923 610-12

UniversitätsVerlagWebler – Der Fachverlag für Hochschulthemen

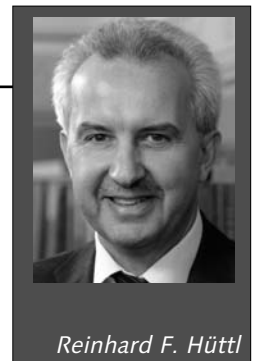
Franz Ossing & Reinhard F. Hüttl

Wissenschaftskommunikation, Wissenschafts-PR und Wissenstransfer

Über unscharfe Begriffsverwendungen
in der gesellschaftlichen Nutzung
wissenschaftlichen Wissens¹



Franz Ossing



Reinhard F. Hüttl

Fotos: GFZ

Im Jahr 2013 flammte scheinbar unvermittelt eine Diskussion um die Wissenschaftskommunikation in Deutschland auf. Diese Diskussion entstand wesentlich dadurch, dass Veränderungsprozesse in Gesellschaft und Medien wahrnehmbar wurden, die bis dato nur unzureichend berücksichtigt worden waren. Das äußerte sich bis weit in das Jahr 2015 hinein in einer endemischen Unschärfe des Begriffs „Wissenschaftskommunikation“. Vielfach wurde darunter lediglich die Schnittstelle von Pressestellen und Journalismus verstanden. Ebenso wurde das Tätigkeitsfeld der Öffentlichkeitsarbeit häufig reduziert auf die Aktivitäten der Pressestellen. Diese Debatte über den Transfer wissenschaftlichen Wissens in die Gesellschaft hält bis heute an.

Nach der Diskussion um Wissenschaftskommunikation der 1990er Jahre, die zum PUSH-Memorandum („Public Understanding of Science and Humanity“) von 1999 führte, sehen wir uns heute erneut in einer Situation, welche die Wissensvermittlung aus der Wissenschaft in die Gesellschaft hinein zum Thema macht. Der Hintergrund für diese neuerliche Debatte ist einfach zu benennen: der Siegeszug digitaler Technologien und Verfahren. Unter dem Stichwort „Digitale Revolution“ finden sich mittlerweile Bibliotheken von Beiträgen, die alle eines gemeinsam haben, nämlich dass niemand abschätzen kann, wohin die Reise am Ende geht. Bei Revolutionen – und um eine solche handelt es sich zweifelsohne – ist das eben so. Wir haben es mit einer grundlegend neuen Struktur von Information und Kommunikation zu tun, und es ist keine Science Fiction, wenn man davon ausgeht, dass sich das soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Leben weltweit neu gestalten wird. Als eine Facette dieser Revolution bringt die Digitaltechnologie schon heute ein völlig neues Informations- und Kommunikationsverhalten der Gesellschaft mit sich, das sich in verändertem gesellschaftlichen Verhalten und Handeln niederschlägt.

Vor diesem Hintergrund ist das Nachdenken über den derzeitigen Stand der Wissenschaftskommunikation und die aktuellen wie künftigen Entwicklungen einzuordnen. Zu den wichtigsten Stationen in dem seit 2013 laufenden Prozess gehören die Veröffentlichung des Akademienpapiers „Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien“ (kurz: WÖM 2014), die Tagung der VW-Stiftung 2014

(Volkswagenstiftung 2014) und die Arbeit des Siggener Kreises, die zu „Leitlinien guter Wissenschafts-PR“ führte (Siggener Arbeitskreis 2014, 2015). Im Verlauf der Diskussionen wurde allen Beteiligten klar, dass die bei WÖM im Fokus stehende Krise des Wissenschaftsjournalismus und die im Siggener Kreis thematisierte Veränderung der Wissenschafts-PR nur Symptome des grundstürzenden Wandels sind. Die aktuell arbeitende WÖM-Gruppe zu „Bedeutung, Chancen und Risiken der sozialen Medien in der Wissenschaftskommunikation“ (WÖM2) stellt sich diesem Thema. Sie steht aber nicht nur vor der undankbaren Aufgabe, den aktuellen Sachstand zu erfassen, was ja für sich schon eine ebenso notwendige wie bisher von niemandem angegangene Arbeit ist. Der eigentlich unlösbare Teil der Aufgabe besteht darin, Zukunftstrends – in diesem Fall für die Wissenschaftskommunikation – zu erspüren, die in der hochdynamischen Entwicklung der digitalen Welt faktisch nicht prognostizierbar sind. So wenig, wie die ersten Anwender der Dampfmaschine erahnen konnten, dass diese technologische Innovation eine industrielle Revolution mit ihren gesellschaftlichen Umwälzungen bis hin zur heutigen modernen Waren- und Dienstleistungsgesellschaft nach sich ziehen würde, so wenig kann es heutigen Computernutzern überhaupt möglich sein, die künftigen, weltumspannenden Auswirkungen der Digitaltechnologie abzuschätzen.

Vor diesem Problem stehen auch die verschiedenen Akteure und Funktionsträger in der Wissenschaftskommunikation: Journalisten, Wissenschaftler, Wissenschafts-PR, Wissenschafts-Events, Wissenschaftspolitik wie Wissenschaftsorganisationen. Niemand kann vorhersagen, wie sich mit der Weiterentwicklung der Digitaltechnik auch die (digitalen) Medien wandeln und wie sich, daraus folgend, die weitere Entwicklung von Information und Kommunikation umgestalten wird. Die Dynamik zeigt sich in der Entwicklung des WWW: Noch 1999

¹ Überarbeitete und erweiterte Fassung des Kolloquiumsbeitrags: Wissenschaftskommunikation 4.0? Über Leitlinien hinaus – Anmerkungen zum Workshop „Marketing? Wissenschaftsinformation! – Qualitätssicherung in der Information über Wissenschaft“, 14.07.2016, Deutsches GeoForschungszentrum GFZ, Potsdam; <http://gfzpublic.gfz-potsdam.de/pubman/item/escidoc:1592927>

hatten weniger als 20% der deutschen Haushalte Zugang zum Internet. Heute sind das klassische WWW-Internet und die klassischen Arbeitsplatz-PCs bereits altmodisch und geraten zunehmend durch die Nutzung mobiler Endgeräte in die zweite Reihe. Beliebteste Zugangswege ins Netz waren 2014: Laptop 69%, Smartphone und Handy 60%, stationärer PC 59% und Tablet 28%. Über die Hälfte aller Internetnutzer geht also mobil online (ARD/ZDF-Online-Studie 2014). Das Mobile Netz und die Sozialen Netzwerke ersetzen immer mehr die tradierten statischen WWW-Strukturen, zudem verwischen sich im neuen digitalen Kommunikationssystem zunehmend die Funktionen von Nachrichtenproduzenten und -empfängern, jeder Blogger beispielsweise ist in dieser Doppelfunktion unterwegs.

Auszugehen ist von einer weiteren Fragmentierung der Informationsflüsse in der Gesellschaft, und damit auch in der Wissenschaftskommunikation. Um sich dieser Aufgabe zu stellen, sind Regeln zur Qualitätssicherung in der Kommunikation sicher unerlässlich. Sie sind aber nur der erste, kleine Ansatz zum Bewältigen einer völlig neuen Fragestellung.

Marketing, Wissenschaftskommunikation – Funktionsbestimmungen erforderlich

Natürlich betreiben auch die Hochschulen und die Forschungseinrichtungen Marketing. Das ist durchaus legitim und hat im Regelfall nichts Anrüchiges. Es gibt aber – und das ist ein Erfolg der PUSH-Initiative – im Wissenschaftsbereich einen funktionalen Unterschied von Marketing und Kommunikation, der mit dem verallgemeinernden Begriff „die Pressestellen“ häufig übertüncht wird. Wissenschafts-PR ist nur ein Anglizismus für „Öffentlichkeitsarbeit“ und nicht nur, falsch verstanden, ein Teilbereich der Werbebranche. Sie hat andere und vielfältigere Aufgaben als das Marketing, wengleich möglicherweise auch Schnittstellen existieren.

Niemand käme auf die Idee, den Wissenschaftsjournalismus mit der Abo-Abteilung des Verlagshauses gleichzusetzen und jeder weiß, dass Wissenschaftler andere Funktionen haben als Geschäftsstellen der Wissenschaftsorganisationen. Dennoch sind solche Binnendifferenzierungen in der Diskussion über „Wissenschaftskommunikation“ vielfach vergessen worden, die Verwendung der Bezeichnung „Kommunikator“ für die Öffentlichkeitsarbeiter steht prototypisch für dieses begriffliche Verwischen (Ossing et al. 2014). Wenn wir also von Wissenschaftskommunikation und ihrer aktuellen/künftigen Entwicklung reden, wäre zunächst nach den Akteuren im System der Wissenschaftskommunikation zu differenzieren. Um es mit einem Beispiel aus der digitalen Kommunikation zu verdeutlichen: Untersuchen wir die Rolle von (Wissenschafts-)Social Media, ist es ein müßiges Unterfangen, die Vielfalt der wissenschaftsrelevanten Social Media zu analysieren. Erst die Umkehrung dieses Blickvektors ergibt die eigentliche Information über die Veränderung der Wissenschaftskommunikation: Wer sind die Akteure und wie verändern Social Media deren Verhalten und was folgt daraus für die Wissenschaftskommunikation insgesamt? Ein Science Blog kann ja von einer Privatperson (oder -organisation) als

Teil der Zivilgesellschaft, von einer Wissenschaftsjournalistin, der Öffentlichkeitsarbeit einer Forschungseinrichtung oder dem Wissenschaftler eines forschenden Industrieunternehmens betrieben werden. Einen Überblick über die Funktionen und Akteursgruppen im Gesamtsystem der Wissenschaftskommunikation findet sich bei Mrotzek et al. (2015).

Das bringt uns zurück in die reale, digital-vernetzte Welt und zur Diskussion über Leitlinien guter Wissenschaftskommunikation. So vielfältig die Akteure sind, so facettenreich stellt sich die Frage nach Qualitätssicherung für die ein- und ausfließenden Informationen über Wissenschaft und ihre Ergebnisse.

Warum Qualitätssicherung in der Wissenschaftskommunikation?

Zunächst die Selbstverständlichkeit: Deutschland lebt von Forschung und Wissenschaft. Genauso selbstverständlich: Wissenschaft und Forschung und ihre gesellschaftliche Akzeptanz beruhen auf Glaubwürdigkeit. Am Anfang steht daher die Frage nach Verlässlichkeit in der Kommunikation, mithin nach Qualitätsstandards, die sich die Wissenschaftskommunikatoren in Medien, Instituten, Wissenschaft und Politik selbst geben müssen. Diese Selbstverständlichkeit ist dennoch nicht so selbstverständlich, wie sie klingt. Wie angemerkt, hat sich das Informationsverhalten der *Bevölkerung* grundsätzlich gewandelt. Die mehr oder weniger geordneten Informations- und Kommunikationswege der analogen Gesellschaft sind zwar nicht vollständig verschwunden, aber stehen in Gefahr, in der digitalen Daten- (nicht immer Informations-)Flut zum Rauschen im Bildschirmgeflimmer zu verkommen mit dem Resultat relativer Orientierungslosigkeit.

Der *Wissenschaftsjournalismus* sieht sich mit der Fragestellung konfrontiert, ob überhaupt aus dem Informationsangebot im Internet, wo alles umsonst zu haben ist, ein Geschäftsmodell entwickelt werden kann. Falls das möglich sein sollte, ist das zwar vorrangig eine Aufgabe der Verlage/Medienhäuser, aber die Wissenschaftsredakteure/-journalisten müssen darin ihre Rolle finden. Für die bisherige Kurzsichtigkeit ihrer Geschäftsführer können die Redakteure i.d.R. nichts, aber sie haben es seit Mitte der 90er nur in Ausnahmefällen geschafft, sich als Querschnittsredaktion zu etablieren. Uns in der Forschung Tätigen ist bewusst: Ohne Wissenschaft funktioniert keine Nachrichtensendung, kein Feuilleton, kein „Neues aus aller Welt“, aber wissen das auch die Leiter der Nachrichten- oder Feuilleton-Redaktionen? Sich hier als nicht nur Zulieferer, sondern als unverzichtbare Beratungsinstanz zu positionieren, wird für den Wissenschaftsjournalismus unumgänglich sein, die Wissenschaftsressorts haben hier ihre eigentliche Funktion. Zugleich bietet sich damit die Chance, sich als Garant für die Qualität der gelieferten Nachricht gegenüber der ungesicherten Informationsflut aus dem Internet zu positionieren und so dem Publikum eine unverzichtbare Entscheidungshilfe anzubieten.

Für die Wissenschafts-PR hat sich die Aufgabe der Kommunikation ebenfalls grundlegend modifiziert. Die neuen Technologien geben dem Publikum die Möglichkeit, den

angebotenen Dialog einzufordern. In einzelnen, umstrittenen Forschungsfeldern geschieht das auch massiv. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Forderung nach „Dialogformaten“, die aus der Politik an die Forschungseinrichtungen und an Einrichtungen wie „Wissenschaft im Dialog“ gerichtet wird. Die dahinter steckende Hoffnung, dass man damit politisch umstrittene Vorhaben entschärfen kann, ist naiv und spricht eher dafür, dass die Verantwortung verlagert werden soll. Die ebenfalls dahinter steckende Forderung, den Dialog wirklich zweigleisig zu fahren, ist die eigentliche Herausforderung, denn sie setzt einen umfassenden Lernprozess aller Beteiligten voraus. Dieser Lernprozess wiederum wird ermöglicht oder zumindest erleichtert, zugleich aber auch bedingt durch die neuen technischen Möglichkeiten und deren zukünftige Entwicklung, die nicht absehbar ist.

Es zeigt sich also schon jetzt, dass die Qualitätssicherung in der Wissenschaftskommunikation für alle Beteiligten unerlässlich ist. Für die Wissenschafts-Öffentlichkeitsarbeit gibt es die „Leitlinien guter Wissenschafts-PR“. Ein solches Regelwerk für die Wissenschaft selbst fehlt bisher in den Regeln guter wissenschaftlicher Praxis; im Kodex des Presserats findet sich zwar eine Anmerkung zum Medizinjournalismus, nicht aber zur Wissenschaftsberichterstattung. Auch Bürger, Organisationen der Zivilgesellschaft, Blogger haben sich offenbar bisher noch kaum Gedanken über qualitätsgesicherte Kommunikation gemacht, ebenso wie die Betreiber von Science Centres, Science Events und Stadtmarketing.

Über Leitlinien hinaus

Das Hauptproblem dürfte nicht darin bestehen, dass diese Akteure jeweils für sich geeignete Kriterien entwickeln, z.T. gibt es ja bereits Codices, die nur erweitert/ergänzt werden müssen. Die eigentliche Aufgabenstellung ist, diese Codices mit einer gesellschaftlich beachteten und akzeptierten Durchsetzbarkeit zu versehen. Das geht vermutlich nur, indem man in einer breiten Aktion aller Beteiligten verdeutlicht, welchen zentralen Stellenwert die Wissenschaftskommunikation für unsere Gesellschaft hat, gerade unter den radikal veränderten Bedingungen der Information und Kommunikation.

Das für sich hat bereits das Kaliber PUSH 2.0. Der wirkliche Umfang des Themas ergibt sich aus der Überlegung, dass die Digitale Revolution zwar global ist, trotzdem aber noch in den Kinderschuhen steckt. Microsoft gilt als großes und global wirkendes Wirtschaftsunternehmen. Dieser Blickwinkel ist aber zu eng: Microsoft ist eben nicht in erster Linie ein Wirtschaftsunternehmen, sondern eine weltumspannende und monopolistische IuK-Technologie, die lediglich noch das historisch überholte Kostüm einer *corporation* trägt. Ähnliches gilt für Google, Facebook, Youtube, Diese Intermediär-Giganten müssen sich kaum an nationale Gesetze und Regelwerke halten, gegebenenfalls weichen sie einfach auf einen anderen Kontinent aus. Unser auf nationalen Grenzen und Selbstbestimmung beruhendes Wirtschafts-, Staats- und Rechtssystem ist der global verankerten Digitaltechnologie schon lange nicht mehr adäquat und vermag sie auch nur sehr bedingt zu regeln.

Das bedeutet nicht, dass staatliche, zwischen- und überstaatliche Regelwerke überflüssig würden. Sie sind im Gegenteil gerade für solche Umwälzungsphasen wie heute begleitend wichtig, man muss sich nur der zeitlichen und räumlichen Begrenztheit ihrer Wirksamkeit bewusst sein. Aber welche Kommunikationsprobleme das mit sich bringen kann, weiß jeder, der sich einmal mit dem Thema „Filter Bubbles“ befasst hat. Suchmaschinen, Portale etc. sortieren mit eigenen Programmen und ohne Nachfrage beim Nutzer vor, was diesen Nutzer zu interessieren scheint oder zu interessieren hat. Das durch diese Programme eingegrenzte Weltbild der personalisierten Nachrichten wird noch weiter verengt durch das so genannte „algorithmische Kuratieren“, das bei den Giganto-Intermediären schon jetzt die redaktionelle Arbeit übernimmt oder den berüchtigten „bots“ ihre Munition liefert. Die dadurch und damit eingeschränkte Wahrnehmung der Realität läuft derzeit unter dem Label „postfaktisch“, ist aber über lange Frist ein gesellschaftliches Problem, speziell für die demokratische Willensbildung, denken wir an politisch relevante Wissenschaftsthemen wie Klimawandel, Fracking, soziale Migration oder Gentechnik.

Qualitätsgesicherte Wissenschaftskommunikation, sei es aus der Wissenschaft, der Öffentlichkeitsarbeit, dem Journalismus oder aus der (Zivil-)Gesellschaft heraus, ist für unsere moderne Gesellschaft lebensnotwendig. Der beste Steuermechanismus dafür, dass bei den Intermediären und anderen digitalen Agenten eine korrekte und sachgerechte Wissenschaftskommunikation stattfindet, besteht darin, dass diejenigen, die dort Informationen einstellen, Qualitätsregeln vereinbaren und sich an diese halten. Das könnte ein erster Schritt zum wohl unvermeidbaren PUSH 2.0 sein. Wobei, genau betrachtet, der Titel PUSH („Public Understanding of Science and Humanities“) zu kurz greift: Der Wissenstransfer aus der Forschung und Wissenschaft in die Gesellschaft hinein umfasst ja nicht nur die *Wissenschaftskommunikation* selbst, sondern das gesamte Verhältnis von Gesellschaft und Wissenschaft. „Wissenschaftskommunikation 4.0“ scheint eine passendere Bezeichnung zu sein, denn auch der direkte Wissenstransfer aus der Forschung in die Gesellschaft ist eine Kommunikationsaufgabe, mit der die gesellschaftliche Relevanz von Wissenschaft und die Arbeitsweisen der Wissenschaft vermittelt werden.

Dieser Hintergrund erscheint möglicherweise zunächst als bombastisch, hat aber ganz praktische Konsequenzen. Auch in der bisherigen Diskussion standen ja die Fragen nach dem Grund für die Krise des Wissenschaftsjournalismus, die Politisierung der Wissenschaft und die veränderte Arbeit der Wissenschafts-PR im Mittelpunkt der Diskussion. Die Antworten darauf waren nicht immer qualitativ abgesichert. Corporate Publishing, das Hochjazzen von normalen Forschungsergebnissen oder das unterstellte enorme Wachstum der *Presse*(sic!)-Stellen wurden mehrfach als *Gründe* für den aktuellen Zustand benannt, wenngleich auch nicht hinreichend empirisch belegt. Sie sind aber eher Symptome für den tiefgreifenden Wandel, der oben in groben Pinselstrichen skizziert wurde. Der kleinste gemeinsame Nenner all dieser Phänomene ist realiter die

Wandlung von Analog zu Digital in der Kommunikation. Wie sich die Akteure der Wissenschaftskommunikation in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern diesem *gesellschaftlichen* Wandel stellen können, hängt damit auch nur bedingt von ihnen selbst ab. Klar scheint aber, dass ohne gemeinsames Handeln das gesamte System nicht zu sichern ist. Think Positive: Die Digitale Revolution ist nicht nur eine Bedrohung, sondern zugleich und vor allem eine große Chance: Fast zwei Dekaden nach 1999 ist es Zeit für ein Programm PUSH 2.0 = Wisskomm 4.0. Der Rahmen dafür ist allerdings größer als das Arbeitsgebiet Wissenschaftskommunikation.

Wissenstransfer in die Gesellschaft

Betrachtet man nämlich die aktuelle Debatte um die Neugestaltung der Wissenschaftskommunikation aus der Sicht der Forschungs- und Wissenschaftseinrichtungen, so schält sich immer deutlicher heraus, dass die Wissenschafts-PR der Forschungseinrichtungen vor allem als integraler Bestandteil des übergreifenden Wissenstransfers in die Gesellschaft betrachtet werden muss.

Es gibt letztlich kaum Ergebnisse der Wissenschaft und Forschung, die nicht in die Gesellschaft einfließen. Uns geht es hier um den Beitrag, den Wissenschaft und Forschung über die eigentliche Forschung hinaus leisten. Wir thematisieren in diesem Beitrag nicht den Technologietransfer als einen Spezialfall des Wissenstransfers, der sich in Form marktfähiger Verfahren, Technologien oder Produkte materialisiert. Der Wissenschaftsrat (WR) hat es in einem Positionspapier so formuliert, dass „*die Leistungsdimension Transfer auch die ‚dialogische Vermittlung und Übertragung wissenschaftlicher Erkenntnisse in Gesellschaft, Kultur, Wirtschaft und Politik‘*“ einbezieht (Wissenschaftsrat 2016). Dazu gehört die Mitarbeit in Beratungsgremien, Ausschüssen und Kommissionen ebenso wie der Transfer wissenschaftlichen Wissens in die Schulen und Ausbildungsgänge, die Information und Zusammenarbeit mit Institutionen der Zivilgesellschaft, vom VDI bis zur Bürgerinitiative. „*Als Partner außerhalb der Wissenschaft werden hier die Akteure bezeichnet, die von den wissenschaftlichen Einrichtungen bzw. den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Transferprozess adressiert werden bzw. mit denen sie kooperieren. Dies können Unternehmen, Verwaltungen, Kulturinstitutionen, Stiftungen, Schulen etc. sein, aber auch Einzelpersonen wie zum Beispiel Politikerinnen und Politiker*“ (Wissenschaftsrat a.a.O.).

Das Positionspapier fasst in präziser Form die Notwendigkeit des Transfers von wissenschaftlich erarbeitetem Wissen in die Gesellschaft zusammen, differenziert nach Akteuren, Empfängern, Zielgruppen und Handlungsfeldern. Es bettet sich damit in die aktuelle, breite Diskussion ein. Einer trennscharfen Begriffsklärung und einer Situationsanalyse folgen differenzierte Maßnahmenvorschläge, die „*wichtige Handlungsfelder der Wissenschaft*“ beleuchten: Kommunizieren, Beraten, Anwenden. Gemeinsam ist allen drei Handlungsfeldern, dass hier – analog zu den Regeln guter wissenschaftlicher Praxis der DFG – jeweils ein Regelwerk gefordert wird, das die Verantwortlichen entwerfen und zum Standard

entwickeln sollen. Angesichts der aktuellen Herausforderungen, vor dem die gesellschaftlichen Systeme heute stehen, ist das ein sehr sinnvoller und zukunftsweisender Ansatz.

Die überschätzte Bringschuld der Wissenschaft

Fest steht, dass hier die Wissenschaft eine Bringschuld hat. Fest steht aber auch, dass der Beitrag, den die Wissenschaft bereits leistet, systematisch unterschätzt wird. Die Forderung der Zuwendungsgeber, vor allem aus dem politischen Raum, dass die Forschungseinrichtungen die Umsetzung ihrer Ergebnisse in gesellschaftlich nutzbare Resultate verstärken sollten, resultiert aktuell darin, dass dieser Wissenstransfer aus den Einrichtungen in die Gesellschaft hinein quantifiziert werden soll und in der Folge zu einem Kriterium der Evaluation der Forschungseinrichtungen entwickelt werden soll. Das hat der Wissenschaftsrat bereits in seiner Überprüfung der Programmorientierten Forschung der Helmholtz-Gemeinschaft explizit formuliert (Wissenschaftsrat 2015). Die Forderung nach einer direkteren Umsetzung von Resultaten der Wissenschaft und Forschung in gesellschaftlichen Nutzen ist allerdings *cum grano salis* zu nehmen. Es ist eher davon auszugehen, dass vor allem erst einmal eine Bestandsaufnahme zu leisten ist. Die Helmholtz-Gemeinschaft hat dazu bereits im Jahr 2014 intern eine Best-Practice-Sammlung mit 100 Beispielen für den Wissenstransfer aus den Helmholtz-Zentren zusammengestellt. Dieses Papier zeigte eine wirklich erstaunliche und breite Vielfalt von Aktivitäten, Das eigentliche Resultat dieser Sammlung ist aber ein anderes: Diese vielfältigen Aktivitäten kommen leider bisher kaum bei den Evaluationen zur Rechnung. Salopp formuliert: Für viele Wissenschaftler ist der „Wissenstransfer in die Gesellschaft“ so sehr ein selbstverständlicher Teil ihres Alltagslebens, dass er ihnen gar nicht bewusst ist und deshalb auch gar nicht als Kriterium der wissenschaftlichen Arbeit gezählt wird: nach wie vor sind Publikationen das Maß der Dinge.

Es ist daher zu begrüßen, wenn nunmehr auch dieser Teil der wissenschaftlichen Arbeit als Teil des Gesamt-Gütermaßes berücksichtigt wird. Dafür muss aber erst einmal erfasst werden, was bereits alles geleistet wird. Über die Gerechtigkeit hinaus, die den im Wissenstransfer aktiven Forschern und Wissenschaftlern damit endlich zu teil wird, ist es auch eher unverständlich, wieso dieses Kriterium nicht längst in die Qualitätsprüfung für Wissenschaft und Forschung einfließt: Mit nur einem Prozent Anteil an der globalen Bevölkerung belegt Deutschland den vierten Platz in der Weltwirtschaft. Das beruht im wesentlichen auf Wissenschaft, Forschung, Technologie, Bildung und einer, manchmal kritischen, Akzeptanz derselben. Pointiert gesagt, ist es unsere Daseinsberechtigung, diese Position zu halten. Neben der ethischen Selbstverständlichkeit, dass die Steuerzahlenden wissen sollen, wofür ihr Geld verwendet wird, erweist sich der Transfer wissenschaftlichen Wissens und seine Erfassung vor diesem globalen Hintergrund als gesellschaftlich notwendige Aufgabe.

Das geht weit über nationale Grenzen hinaus, denn die großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts sind ohne wissenschaftliche Erkenntnisse nicht zu lösen.

Wie quantifiziert man den Wissenstransfer?

Nimmt man den Technologietransfer, so lassen sich hier noch vergleichsweise einfache Maßgrößen definieren, mit denen man die Effizienz einer Forschungs- oder Wissenschaftseinrichtung bemessen könnte: Anzahl der Patente, Größe industrieller Kooperationen etc. Beim Wissenstransfer stellt sich das Problem entschieden unbedeutsamer dar, denn hier lassen sich aus der Sache heraus viele Felder nicht in Full Time Equivalents oder Personajahren erfassen: Wie berechnet man die wissenschaftliche Transferleistung, wenn eine Seismologie-Auswertesoftware zum globalen Standard von Forschungs- wie Katastrophenschutzeinrichtungen wird und zusätzlich in der Folge zur Überwachung des Atomwaffenteststops dient? Wie soll man die Mitgliedschaft in einer VDI-Kommission aufrechnen gegen eine Beratungsleistung beim IPCC? Es lassen sich nur wenige Wissenstransferaktivitäten finden, die sich direkt quantifizieren lassen. Der Wissenschaftsrat stellt hier völlig zu Recht ein „*Strategie- und Anerkennungsdefizit*“ fest, dass sich aus diesem Quantifizierungsproblem ergibt. Logischerweise folgt daraus, dass zur Bewertung des Wissenstransfers als Maßgröße vor allem qualitative Kriterien entwickelt werden müssen, wenn nicht der gesamte Wissenstransfer systematisch unterbewertet bleiben soll.

Modifiziert, wenn nicht gar verschärft wird dieses Erfassungsproblem durch die unterschiedlichen Aufgaben der Einrichtungen im Wissenschaftssystem. Universitäten funktionieren anders als MPI, diese wiederum unterscheiden sich deutlich von den Helmholtz- oder Fraunhofer-Zentren. Hinzu kommen die fachlichen Unterschiede: Die Gesundheitsforschung wird andere Transfer-Fragestellungen haben als die Teilchenphysik. Die Forschungseinrichtungen stellen sich diesem Problem zwar schon seit geraumer Zeit, aber allein die Bandbreite des deutschen Forschungssystems macht eine einheitliche und konsistente Quantifizierung und Bewertung des Wissenstransfers nahezu unmöglich. Zugleich zeigen die Erfahrungen insbesondere aus dem United Kingdom, dass eine rein monetäre Bewertung erst recht untauglich ist. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass der Wissenstransfer in die Gesellschaft längst Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit ist, vielfach aber noch nicht systematisch betrieben oder erfasst wird und daher unterschätzt wird. Das beruht nicht zuletzt auch auf einer Kommunikationsschwäche der Forschungseinrichtungen selbst, hat aber vor allem den hier skizzierten systemischen Hintergrund.

Kommunikation, PR, Transfer: drei Bereiche mit unterschiedlichen Funktionen

Die Öffentlichkeitsarbeit der Forschungsinstitutionen ist eine Teilmenge des gesamten Wissenschaftstransfers aus der Wissenschaft in die Gesellschaft. Die Wissenschaftskommunikation hat mit beiden Bereichen eine Schnittmenge, die jedoch von Kommunikator „Wissenschafts-

journalist“ anders bedient wird als von den Kommunikatoren „Stadtmarketing“ oder „Science Center“.

Diese Differenzierung kommt dem Positionspapier des Wissenschaftsrats – und das ist die einzige wirkliche Schwachstelle dieses Texts – abhandeln. Dort werden, wie erwähnt, die „*Handlungsfelder des Kommunizierens, Beraters und Anwenders*“ formuliert. Auf Basis der oben skizzierten Zielgruppen des Wissenstransfers leuchten die Felder *Beraten* und *Anwenden* unmittelbar ein. Merkwürdig diffus hingegen ist der Bereich *Kommunizieren*. Das liegt an der Unschärfe, mit der auch hier immer noch der Begriff „Wissenschaftskommunikation“ verwendet wird. So reduziert sich die Aktivität der Öffentlichkeitsarbeit nach über dreijähriger Diskussion in der community wieder auf „*Pressesprecherinnen und -sprecher, auch Wissenschaftskommunikatoren (sic!) oder Manager der Wissenschaftskommunikation genannt*“, mithin auf die Pressestellen, also nur eine Teilfunktion der Öffentlichkeitsarbeit. Die oben mehrfach erwähnten „Leitlinien für gute Wissenschafts-PR“ verwandeln sich so unter der Hand in „Regeln für gute Wissenschaftskommunikation“. Gerade diesen letzten Allgemeinheitsanspruch wollte der überinstitutionelle Arbeitskreis vermeiden und hatte daher in direkter Übersetzung des Begriffs „Öffentlichkeitsarbeit“ Regeln für lediglich die Wissenschafts-„PR“ und nicht für das gesamte Wissenschaftskommunikationssystem entwickelt. Es handelt sich hier nicht um Spitzfindigkeiten, denn den daraus abgeleiteten Maßnahmen zur Qualitätsbewertung der „Kommunikation“ der Einrichtungen kommen folglich entscheidende Mängel zu.

Der Reduktion der Wissenschafts-PR auf die Pressestellen folgt im WR-Positionspapier konsequent die Empfehlung, „*langfristige Kooperationen (z.B. Medienpartnerschaften)*“ aufzubauen und „*eine Pressemitteilung nach journalistischen Kriterien*“ zu überprüfen, um daraus einen Maßstab zur Bewertung des Wissenstransfers abzuleiten – ein Vorhaben, das von den Autoren der „Leitlinien zur guten Wissenschafts-PR“ gut begründet abgelehnt wird. Sie verweisen auf die funktionelle Trennung von Wissenschafts-PR und Wissenschaftsjournalismus und lehnen sich zur Qualitätssicherung ihrer Arbeit an Leitlinien guter wissenschaftlicher Praxis an, die im Wissenschaftsbereich entschieden verbindlicher sind als journalistische Kriterien. Die „PR-Leitlinien“ liegen mittlerweile der DFG als Vorschlag vor. Sollten sie als Teil der guten wissenschaftlichen Praxis akzeptiert werden, wäre damit zugleich in diesem Rahmen auch die Möglichkeit von Sanktionen bei Verstoß gegeben. Man kann es so formulieren: Insgesamt spiegelt dieser Teil des ansonsten vorzüglichen WR-Papiers einen Stand der Diskussion wider, wie er vor etwa drei Jahren vorlag. Unser Wissenschaftssystem befindet sich in einem Wandel. Das ist völlig normal und der Wissenschaft immanent. Das Neue an der Situation ist, dass dieser Wandel in Zeiten eines weltweiten Umbruchs stattfindet, der uns letztlich alle vor neue, zum Teil unbekannte Herausforderungen stellt. Vor diesem Hintergrund ist die trennscharfe Fassung der Funktionsunterschiede von Wissenschaftskommunikation, Wissenstransfer und Wissenschafts-Öffentlichkeitsarbeit für das Finden zukunftsweisender Lösungen unabdingbar.

Literaturverzeichnis

- Akademien-Arbeitsgruppe Wissenschaft-Öffentlichkeit-Medien (WÖM) 2014*: Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien, <http://bit.ly/1mZff8G>
Zum aktuellen Stand von „WÖM2“ gibt es einen eigens eingerichteten Blog: <http://www.scilogs.de/Wissenschaftskommunikation-hoch-drei/>
- ARD/ZDF (2014)*: ARD/ZDF-Online-Studie 2014, <http://www.ard-zdf-online-studie.de/index.php?id=506>
- Helmholtz-Gemeinschaft (Hg.) (2014)*: 100 Beispiele zum Wissenstransfer der Helmholtz-Gemeinschaft, Internes Diskussionspapier.
- Mrotzek, C./Ossing, F./Wolst, D./Zens, J. (2015)*: Akteure und Funktionen in der Wissenschaftskommunikation, http://gfzpublic.gfz-potsdam.de/pubman/item/escidoc:1480911:2/component/escidoc:1480912/Mrotzek_Akteure_Wisskomm_2015.pdf
- Ossing, F./Wolst, D./Zens, J. (2014)*: Siggen, WÖM und die Krise des Wissenschaftsjournalismus, http://gfzpublic.gfz-potsdam.de/pubman/item/escidoc:709889:3/component/escidoc:712896/siggen_woem_krise_wis_sjourn.pdf
- Siggener Arbeitskreis Leitlinien guter Wissenschafts-PR (2014)*: Siggener Aufruf, <http://bit.ly/1zj7z>
- Siggener Arbeitskreis Leitlinien guter Wissenschafts-PR (2016)*: Leitlinien für gute Wissenschafts-PR: http://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Trends_und_Themen/Dokumente/Leitlinien-gute-Wissenschafts-PR_final.pdf
- Volkswagenstiftung (2014)*: Image statt Inhalt? – Warum wir eine bessere Wissenschaftskommunikation brauchen, Workshop Wissenschaftskommunikation der Volkswagen-Stiftung, <http://bit.ly/1u0pYCU>

Wissenschaftsrat (2015): Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Programmorientierten Förderung der Helmholtz-Gemeinschaft, Drs. 4900-15, Bielefeld, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4900-15.pdf>

Wissenschaftsrat (2016): Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutioneller Strategien, Positionspapier, Drs. 5665-16, Weimar, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5665-16.pdf>

■ **Franz Ossing**, Dipl. Met., Leiter der Öffentlichkeitsarbeit (1994-2016) am Deutschen GeoForschungsZentrum GFZ, Co-Autor der „Leitlinien für gute Wissenschafts-PR“, E-Mail: ossing@gfz-potsdam.de

■ **Reinhard F. Hüttl**, Prof. Dr. rer. nat. habil. Dr. h.c., Präsident acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Vorstandsvorsitzender des Deutschen GeoForschungsZentrums GFZ, Brandenburgische Technische Universität Cottbus, E-Mail: huettl@acatech.de

NEUERSCHEINUNG

Lukas Mitterauer, Susan Harris-Huermann & Philipp Pohlenz

Wie wirken Evaluationen in Hochschulen?

– erwünschte und unerwünschte Effekte

Reihe: Qualität – Evaluation – Akkreditierung

Evaluationen haben an Hochschulen im kontinentaleuropäischen Raum seit nunmehr fast 20 Jahren einen festen und in letzter Zeit selten hinterfragten Platz eingenommen. Neben der organisatorischen Verankerung von Evaluierungsstellen bzw. der Schaffung eigener Einrichtungen, die für Evaluationen in Studium, Lehre, Forschung und Verwaltung zuständig sind, hat sich ein breites Spektrum an unterschiedlichen Evaluationsmethoden und Evaluationsverfahren entwickelt. Viel Zeit und Aufwand wird in die Entwicklung und Durchführung von Evaluationsverfahren investiert. Demgegenüber steht wenig gesichertes Wissen über die positiven wie auch die negativen Effekte, die Evaluationen und das auf die Evaluation folgende Follow-Up auf die Organisation Hochschule, ihre Mitarbeiter und die Studierenden ausüben. In diesem Band, welcher aus Beiträgen auf der Frühjahrstagung des AK Hochschulen der DeGEval 2015 hervorgegangen ist, wird den folgenden Fragen nachgegangen:

- In welcher Weise fließen die Evaluationsergebnisse in Planungen und Entscheidungen der Hochschulleitung ein?
- Wie ist die Akzeptanz der Evaluation bei den evaluierten Einrichtungen und Personen? Wird Evaluation als aufgepfropfter Fremdkörper betrachtet, oder gehört sie bereits zum universitären Selbstverständnis?
- Verbessern Evaluationen die Entscheidungen der unterschiedlichen Akteure? Führen sie zu einer Versachlichung der Diskussion?
- Ersetzen Evaluationen eigene Entscheidungen der Leitungsorgane?
- Wird durch Evaluation der Fokus auch auf Bereiche gelegt, die sonst in den Hochschulen nur selten angesprochen werden? (z.B. der gesellschaftlicher Auftrag von Hochschulen)

ISBN 978-3-946017-02-8, Bielefeld 2016, 126 Seiten, 24.80 Euro zzgl. Versand

Erhältlich im Fachbuchhandel und direkt beim Verlag – auch im Versandbuchhandel (aber z.B. nicht bei Amazon).

Bestellung – E-Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22